

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 31 (1949)
Heft: 23

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den ist, die also nur einen Scheinreichtum darstellen. Auch in dieser Welt fragt man sich, warum auch ganz oberflächlich, wie der Mensch der Schöpfung eigentlich von Gott gedacht gewesen sei. Man verlangt danach, das „Ist“ des Menschen zu sehen, weil man sich selbst als eine Karikatur der Schöpfung empfindet. So begehrt man nach der Urbedeutung alles Ebenmäßigen, nach „Selena“. Faust ist ein verfallener. Er will ja selbst nichts anderes, als sich mit „Selena“, der Welt des Schönen zu einen.

Aber da verlagert Mephisto als Helfer. Kein Zauber kann die Welt wahrer Schönheit schauen lassen. Dennoch besitzt auch er (wie alle) Kenntnis von ihr. Auch der Teufel weiß, daß er ein Gott ist. Dieses Wissen ist der Schlüssel zur Welt des Sichtbaren, aber er muß in der Hand der reinen Sehnsucht wachen, um zu einem passenden Schlüssel zu werden. Das ist in der Dichtung dadurch ausgedrückt, daß Mephisto Faustens einen Schlüssel reicht, der in seiner Hand zu wachsen beginnt.

Jetzt kann Faust die Tore zum Weltinneren öffnen, nicht zum Habes der Griechen, sondern zu dem, was aller Schöpfung Lebensgeheimnis ist, zum Fruchtboden wahren Lebens, zu den „Mütern“, wie Goethe das nennt. Empfangnisfähigkeit muß Faust sich holen, weil die ewigen Geheimnisse sich nicht abspiegeln lassen, mit Sehen und mit Schreien. Sie müssen sich uns offenbaren. Wir müssen sie „empfangen vom Heiligen Geist“. Um aber „empfangen“ zu können, ist ein „Stirz und Werde“ nötig. Darum geht Faust „in die Erde“, in ein Grab, um neu aufzuerstehen. Er bringt das Abbild Selenas hinauf, ein Schein von ihr, aber nicht sie selbst. Als er diesen Schein zum Sein machen will, entschwindet alles und Faust bricht in Ohnmacht zusammen. Nach ist Faust nicht innerlich reif, um „Selena“, die Urbedeutung des Schönen und Guten, in sein Leben als Lebendiges hinein zu nehmen. Er muß sich noch an dem Wissen davon begnügen lassen.

Alles das muß rein innerlich erlebt werden, wenn es auch auf der Bühne in Bildern dargestellt wird. Es ist ein Traum. Darum erwacht Faust nun wieder in seinem Studierzimmer. Er begehrt jetzt wissenschaftlich mit Mephistos Hilfe als ein rechter „Wagner“ sich die Welt selbst zu konstruieren, die sich ihm noch nicht offenbart. Am Glasfenster wird die Welt der Welt des Sichtbaren und des Unsichtbaren, des Menschlichen, das nie Mensch werden kann. Er entwirft in dem Glasfenster nur ein Gebilde, das Faust in die Traumphasen und in die Zauberphäre der „Klassischen Walpurgisnacht“ entführen kann. An der realen Schönheit der Walthei zerstreut jedoch der unlesbarliche Homunkulus, um auf den natürlichen Weg alles Entstehens vorzuweisen zu werden.

Was Faust erzwingen wollte, gelang ihm nicht. Aber nun schenkt sich Selena ihm! Sie wird sein. Er muß sie in seine „Burg“ aufnehmen, in sein eigenes Selbst. Er muß sie ganz jubelnd empfangen. Eine „geistige Vermählung“ findet statt zwischen Faust und „Selena“, dem Ideal des Schönen und Guten. „Euphorion“ geht als Frucht aus dieser geistigen Verbindung hervor. Der Idealismus! Aber er zerbricht an der Wirklichkeit dieser Welt und damit verknüpft auch wieder die geistige Söhnezeit, in der Faust wie ein Träumender kurze Zeit lebt. Nur Selena „Mantel“ bleibt, die herrliche Form, die Verfestigung von ihr. Auch solche Verfestigung kann empfortragen wie ein „Zaubermentel“.

Mephisto treibt Faustens weiter zum Latengene und in hohen Preis, zum Schaffen auf der Erde und an der Erde, um Herr der Welt zu werden und ihre

Belege wie ein Gott zu beherrschen („Ebbe und Flut“). Um aber die Welt beherrschen zu können, muß man sie erobern. Dazu bedarf es, daß man rücksichtslos „über Leichen geht“ und sich selbst bezaubert. So sehr man an den Maßstab zurück, löst Kräfte aus und gewinnt das Land. Es ist das Geschehen ist, ist Faust bereit auch über das Glück einzelner rücksichtslos hinwegzugeschreiten. Er nimmt einem allen glücklichen Ehepaar seine Heimat, um sie mit seinen Gedanken zu beglücken. Das Annehmen der beiden Allen geht in Flammen auf und sie sterben vor Kummer. Das ist Tat ohne Liebe. Wer die Erde umformen will, bedarf dazu der Zeit. Darum will Faust nun auf Erden verweilen und hat damit (laut Vertrag mit Mephisto) seine Seele an den Bösen verloren.

Auf den Trümmern zerstörter Glücker der Wissenschaften steigt Faust empor, zieht dahin, wo Faust wohnt, wird zur Sorge, die sich einstellt in sein Haus und ihn erblinden läßt. Die Welt der Dinge geht damit Faust unter. Sogar die geistige Welt entgleitet ihm. Furchtbare Dinge sagte er jetzt, die seinen wütigen inneren Vortritt aufzeigen. Man hat diese Worte des verzweifelten Faust unbeeindruckt aufgelesen wollen. Faust reißt, nicht Goethe.

Und Faust ist am Ende. Dem Wortlaut des Vertrages nach, ist Faust dem Mephisto verfallen, aber Gottes Barmherzigkeit ist größer als menschliche Schuld. Faust hat sich immer, „trotzdem begehrt“, er hat „gehungen und geduldet“, er hat „geschwiegen“ und so wird das „Unzulässige hier Ereignis“ (nicht „Ereignis“). (Dies Wort kam offensichtlich durch einen Hörfehler des Schreibers

Von der Bedeutung des landwirtschaftlichen Hausdiensterjahres und der Bäuerinnenprüfung

Zu Beginn auf die Bewährung der berufsbildenden Bestrebungen in materieller Hinsicht ein abschließendes Urteil zu fällen, ist es noch zu früh. Die Einführung des bäuerlichen Hausdiensterjahres liegt zwar nahezu 15 Jahre und die ersten Bäuerinnenprüfung demnach fünf Jahre zurück. Doch hier heißt es „Gut Ding will Weile haben“, besonders wenn man in Erwägung zieht, daß andere Frauenberufe auf eine Stützlinie, oder auf eine noch längere Stützlinie zurückzuführen. Nun ist freilich der Bäuerinnenberuf einer der ältesten Berufe, wenn auch ohne gesellschaftliche anerkannte Richtlinien und es ist keineswegs behauptet werden, daß es nicht auch schon früher tüchtige Bäuerinnen gegeben habe. Dem Bäuerinnenberuf jedoch gilt es die ihm zukommende Würdigung zu geben und ihn anderen Berufen gleichzustellen. Dieses Ziel hat sich die Landwirtschaft der nationalen und internationalen Zulassungsfähigkeit gestellt.

Die Struktur dieses speziell bäuerlichen Bildungswegs geht eben so, wie in anderen Frauenberufen über eine Weile, in diesem Falle ist es das Hausdiensterjahr, mit abschließender Hausdiensterprüfung, die der Bestrebungsprüfung anderer Berufe gleichkommt. Darüber hinaus erweitert sich das Bäuerinnenbildungswesen auch um die Bäuerinnen-Erhaltung durch praktische Betätigung auf eigenen und fremden bäuerlichen Betrieben, wie auch durch den Besuch von Haushaltungsschulen und findet mit der Bäuerinnenprüfung, die auch wieder den Meisterprüfungen anderer Berufe gleichkommt. So wird auf einer soliden Grundlage das bäuerliche Bildungswesen gefördert und dieser berufliche Bildungsgang erreicht um so mehr, wenn vor allem zur Förderung der geistigen Reife, die es ihnen ermöglicht, auf dem Wege der Selbsthilfe durch höher gestellte berufliche Anforderungen neben den wirtschaftspolitischen Maßnahmen nach vermehrt Erziehung der Landwirtschaft mitzuwirken. Man hofft ferner, daß sich die erwähnten Fraktionen berücksichtigen ausweisen, indem sie zu einem gesunden Ergebnis anspornen, ferner ein selbstbewusstes Streben zur vermehrten beruflichen Leistungsfähigkeit und ein reiches, inneres Erleben bedeutet. Durch vieles Brennen der bäuerlichen Erhaltung schafft man weiter eine bessere Mentalität des Berufsstandes zu schaffen.

Die Früchte dieser Bestrebungen kann man bereits an den größeren Tagungen der Bäuerinnen und der ehemaligen Schülerinnen der landwirtschaftlichen Schulen feststellen. Es ist eine Freude zuzuhören, wenn diese Chemaligen von ihrer Bäuerinnenwirksamkeit erzählen, wie sie ihr schöne Seiten abgewinnen und die Schwierigkeiten zu meistern lieben. Gerade in diesen Kreisen sucht man die Berufszielsetzung praktisch zu verwirklichen und es gehört sojournen zur Berufsreihe, die Bäuerinnenprüfung mit Erfolg zu

berst hinein, dem Goethe die Dichtung diktierte. In seinem Frankfurter Teufel sang „Ereignis“ nicht anders als „Ereignis“.

Goethe laßt: Das „einzig Weibliche“ zog Faust hinan, d. h. die Empfangsbereitschaft seiner Seele, das weibliche Prinzip in ihm, neben dem männlichen, dargestellt in dem Bild der „Maria“, die am Schluß erscheint und mit der biblischen auch nicht das geringste zu tun hat. Die Erlösung Faustens gründet sich also nach Goethe'scher Auffassung allein auf Gnade. Darum heißt es:

„Und hat an ihm die Liebe gar von oben! teilgenommen, begehrt ihm die selbe Schar mit herzlichem Willkommen.“

Zu dieser Stelle äußerte sich Goethe am 6. Juni 1831 gegenüber Eckermann wie folgt:

„In diesen Versen ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten. Im Faust selbst eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis zum Ende und von oben, die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dies mit unserer religiösen Vorstellung durch aus in Harmonie, nach der wir nicht nur aus eigener Kraft feil werden, sondern durch die hinzukommende, göttliche Gnade.“

So kommt Goethe durch eine wunderbare innere Schau, aus „innerer Dummheit“, geführt von einem „inneren Licht“ zu dem Erkennen des Weges, der allein Erlösung verheißt.

Er zeichnet gewissermaßen den Schlüssel auf, der schliefen könnte, und wir sagen ihm als Christen: „So ist es!“ Wir nennen diesen „Schlüssel“ Christus.

bestehen. Ein gutes Beispiel hiezu geben vor allem die Präsidentinnen und die übrigen Vorstandsmitglieder der Chemaligenvereine. Sie könnten auch ihrer Ueberzeugungstreue zur Sache nicht besser Ausdruck geben, als durch eine selber mit Erfolg bestandene Prüfung. Welch große, innere Befriedigung schafft der Blick dieses Ausweises, der von den Anwesenden eine tiefbewusste und sorgfältige Vorbereitung voraussetzt und erst durch die vielseitigen Anforderungen einer solchen Prüfung wird sich die Bäuerin so recht ihrer vielfältigen Anforderungen bewußt. Wie kommen diese „patentierten“ Bäuerinnen jeweils in einen Eier, wenn sie über ihre Examenergebnisse zu reden kommen! Selbst aus den gemachten Fehlern hat man nachträglich noch einen Gewinn, indem man später immer daran denkt. Die Absolventinnen dieser Prüfung sind sich aber auch bewußt, daß die empfangene Urkunde nicht nur eine Auszeichnung ist, sondern auch eine Verpflichtung, dem Bäuerinnenstande Ehre einzubringen, denn auf diese Bäuerinnen schaut man im Lande herum und beachtet sie. Auch da heißt es: „an den Früchten sollt ihr sie erkennen!“ — Aber auch eine tüchtige Bäuerin lernt nie aus. Mit dem Fortschritt der Zeit kommen immer neue Aufgaben. Man macht sich auch die technischen Errungenschaften der neuen Zeit zunutze. Dafür haben auch in dem Lande herum veranfalteten Kurie viele wertvolle Anregungen vermittelt. Daß manches besser gemacht wird, sieht man rüdtlich wieder an den Prüfungen und zwar in den verschiedenen Fächern, wie im Gartenbau, in der Kleintierhaltung, bei der Wäcker, beim Kochen und in der Hauswirtschaft. Auch die Bäuerin muß heute noch viel arbeiten, so hat sie nun das Nähen, mit Nachsicht und ohne „Krampe“ ihre Aufgaben zu tun. Unzähliger Kräfteaufwand kann vermieden werden, d. h. technisch zu arbeiten und wird durch eine bessere Fachausbildung errungen. Eine vermehrte geschickte Handhabung der arbeitssparenden und erleichternden Maschinen und Geräte neben einem großen Wetteifer zur Qualitätsarbeit ist sichtbar festzustellen. So dürfen viele Fortschritte und viele gute Auswirkungen auf das Konto der vom Landwirtschaftsverband eingeführten Prüfungen verbucht werden.

Doch ist es nicht allein das technische Können, das uns Bäuerinnen durch diese richtungweisenden Prüfungen gefördert werden soll: Es geht vor allem auch um die richtige Einstellung zum Beruf. Unsere Berufsinteressen und Ziele haben auch eine geistige Wurzel. Der geistige Anhalt der bäuerlichen Berufsfrage muß noch mehr herausgearbeitet werden durch ein „aufwendendes Ringen“ um das Wahre und Schöne. Das bäuerliche Berufsprogramm soll zum Selbstnutzen werden. Wir sind auf dem rechten Weg dazu.

Politisches und Andres

Mit voller Einstimmigkeit

Hat sich die Außenpolitische Kommission des amerikanischen Senates für den Atlantikpal ausgeprochen; ein bedeutungsvoller Vorentscheid für die Haltung Amerikas gegenüber Europa. Der Kommissionsbericht enthält die detaillierten Begründungen, dazu auch die fertliche Erklärung, daß die Vereinigten Staaten durch den Abbruch des Paktens ihren Glauben und ihr Vertrauen in Gott erneut bekräftigen.

Die Konferenz der vier Außenminister

In Paris hat auch in der dritten Woche sein politisches Resultat ergeben. Der Vertrag über die Einheit Deutschlands wurde von der Protokollkommission abgelehnt, so daß die Spaltung des Landes aber weiterhin und wohl noch lange bestehen bleibt. In allen grundsätzlichen Fragen zeigt sich immer wieder der Gegensatz zwischen den unter sich nun einigen drei Westmächten und Sowjetrußland.

Die Unterleuchungen

über die Ursachen des schweren Explosionsunglückes von Blaue-Wiltholz sind abgeschlossen. Eine genaue Ursache konnte nicht festgestellt werden, daher wird auch keine strafrechtliche Abhandlung erfolgen. Umfangreiche Untersuchungen in der Munitionsgeschichte sollen vorgenommen werden, damit das Vermeidungsmittel zur Verhütung künftiger Katastrophen getan werde. Der Gesamtschaden beläuft sich auf 100 Millionen Franken.

128 515 Unterchriften

von Frauen und Männern ergaben sich für die Petition an den Zürcher Regierungsrat, in der mit bestimmten Vorschlägen zur Revision des Wirtschaftsgesetzes des Kantons Zürich gemündigt wird, daß die Jugend wirksamer vor den Schänden des Saes- und Dancingunmensens bewahrt werden könne.

Tauf den Penzillen

ist Scharlak — so heißt es im Bulletin des Eidgenössischen Gesundheitsamtes — gegenüber früher eine recht gutartige Krankheit geworden. Schwere Fälle sind heute selten und die Todesfälle selten auf 0 Prozent. Zu furchten waren eigentlich nur noch die Komplikationen, insbesondere Entzündungen des Ohres und der Nieren. Nachdem sich aber Penzillin gerade in dieser Beziehung als außerordentlich wirksam erwiesen hat, ist der Augenblick gekommen, Scharlak von den gefährlichsten Infektionskrankheiten bei den Leuten einzureihen. Trotzdem bleibt die Sporenbildung unerlöschlich.

Im Sporngerichtsprozess

in dem Gottlieb Duttmeier von den Herren Dr. Bircher, Radtke und Gattler wegen Verleumdung eingeklagt war, ist das Urteil gesprochen worden: G. Duttmeier wurde wegen Verleumdung zu 10 Tagen Gefängnis, bedingt erlassen, und zu Geldbuße verurteilt. Die Defensivität hat durch die Berücksichtigung interessanter Einblicke in die Oes- und Fektmirtschaft erhalten, die auch für die Frau als Konjunktur recht aufschlußreich sind.

Ein großzügiger Spender

Der amerikanische Gelehrte, Professor Selman A. Waksman, der Entdecker des Streptomycins, hat den gesamten Ertrag seiner Pension einer Universität im Staate New York überlassen, damit dort ein Institut für Mikrobiologie errichtet werde mit dem Kofenaufwand von einer Million Dollars. Diese selbstlose Haltung erinnert an diejenige des Ehepaars Curie, das seinerzeit auf jede persönlichen Entzünfte durch die Verwendung des von ihm entdeckten Radiums verzichtete.

Eine Achtzigjährige

Die Souffleuse am Basler Stadttheater, Paula Stahl, die früher Schauspielerin war, feierte ihren 80. Geburtstag. Auch immer ist sie im Amt. Aus einem ihr Wirken würdigenden Artikel der Nationalzeitung entnehmen wir: „Wohl hat sich die Substanz das Recht auf eine Anheftung von angemessener Gehaltszahlung verdient, würden die materiellen Voraussetzungen dies erlauben. So bleibt denn Paula Stahl weiter als aktives Mitglied des Ensembles und Singschloß ihrer Berufe zugezählt unter uns, die wir alle dem vornehmen, tapferen Menschen und Kameraden, der mühtlichen Frau mit liebender Achtung begegnen.“ Wenn dem so ist, so können wir nicht einfach „Glück wünschen“, sondern wir müssen uns fragen, wie es möglich ist, daß man

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8, ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Bespiegelte Räume
Ochgelegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volkshäuser

Sie waren stolz darauf, in einem düstern Haus, das von einer Kleinfamilie besetzt wurde, eine Schwester zu haben, die eine Mutter Gottes am Hals trug, eine katholische Schwester! Sie sprachen von dem fürchterlich lauten Gelächter, von dem die Schwester geweckt wurde, und daß sie mit ihren Händen die Kinder heilte und Leute mit Zahnschmerzen.

Daß gerade ihnen so etwas Merkwürdiges begegnen mußte!

Einmal fand bei Rats eine katholische Magd in Dienst, der waren sie auf Schritt und Tritt nachgeschlichen, denn sie erwarteten immer etwas Merkwürdiges von ihr. Den Morgen nach der Magd hatten sie beschliffen, in ihr Gebetbuch geschaut, — und sie hatte ihnen einmal das „Heilig“ vorgelesen, — etwas ganz Außerordentliches.

Das „Heilig“ machte den Ratsmädlen tiefen Eindruck. — Häufig! — Häufig! — Häufig! wie es wie aus einem tiefen Keller herauf.

Heilig! Heilig! Heilig! Hell wie aus höchster Höhe. Dann wieder: Häufig! Häufig! Häufig! aus dem tiefsten Keller. — und so fort. So sang es die Magd ihnen vor, und sie selbst hatten es bei Spaziergängen oft zu singen verlernt.

Auch von der Beichte war ihnen von der Magd erzählt worden.

Das war alles so unausprechlich geheimnisvoll. Die Weimarner zu jener Zeit hatten von „den Katholischen“ keine rechte Idee.

In Weimar gab es auch eine katholische Kirche, und die Magd mußte jährlich einmal nach Siena werden zur großen Osterfeier. Da kam sie ihnen vor, wie eine Person aus der biblischen Geschichte, so er-

haben; und sie wären augenblicklich mit ihr gegangen, um zu beichten.

Sie beneideten sie. Ihr eigener Gottesdienst kam ihnen, zu ihrer Schande sei's gelagt, dann ziemlich langweilig vor. Etwas Längeres als eine Predigt schien ihnen auf der Welt nicht zu existieren.

Das war das Längste. Aber Wudang, Ernst von Schiller und Horn brachten ihnen zum Trost, wenn sie für Kirche mußten, immer einige Blumenbouquets zum Mitnehmen, oder Wudang schenkte ihnen ihre Namen besonders kunstvoll aus, oder auch gaben sie ihnen Maßbambons mit.

Die Kameraden selbst gingen nur dreimal des Jahres zu Weibschafen, Eltern und Pfingsten; dann war es ein großes Fest neben dem Fest, denn da gingen sie alle miteinander.

Wenige Jahre, nachdem Rat Kirten den langen Brief der Großmutter erhalten hatte, kam wieder einer. Und Wie und Marie sahen auch diesen. Das war auch ein sehr merkwürdiger Brief. Die Großmutter schrieb:

„Sochverehrend liebwertester Sohn!
Mein arm Wabert hat einen netten Handel mit mir.“

Sie ist halt dazu ausersehen, ein Gott wohlgefalliges Geseng zu sein, das arme Madel.

Herr Sohn, — 's ist nun so weit mit mir, wie's sie geht, wenn der Herr Gott ein End machen will.

Worhanden ist, non allem was gemeinen, nur ein zerlumpter Reichtum noch, voller Gebrechen und Jammer,

der mir und dem Madel ein böes Stück ums andre ausführt. — Um meinet und Ihres Willens mög's nun genug sein. Sie pflegt mich wie eine heilige Nonne — Gott sei's geflagt.

Da gib's mir. — Ungebud kennt's scheint's nicht — und wenn ich mich ungebührig stell vor Schmerz, Herr Sohn, 's ist ein schlimme Krankheit, die mit Gott gefügt hat, ein Gebrechen vor ein Tier zu grählich, gleichwie vor ein menschlich Weib.

Mein Wabert ist durch Gottes Gnaden einundzwanzig Jahre und so mag 's dem Herrn gefallen mich bald zu erlösen, das wünsch' ich löstlich, denn ich lammere und sehn ihr die Ohren voll Tag und Nacht.

Sowie ich die Augen geschlossen hab', was durch Gottes Barmherzigkeit recht bald geschehen möge, ich' ich Euch das Madchen, Ihr Kind, Herr Sohn. Wollen es als solches halten im Angedenken an die Mutter, meine selbige Tochter. Das walt' Gott.

Es grüß' Sie, mit vollkommener Ehrerbietung, Herr Sohn und die lieb Frau und die Kinder

In Todesnot und Jammer
Die Großmutter.

Also die geheimnisvolle Schwester sollte nun kommen! Und sie würden nun zu „drei“ sein!

Diese einfachen Schlässe erschienen den Ratsmädchen über alles Maß außerordentlich.

Köte schrieb ihnen einen langen Brief darüber an ihren Stutzgum Dittlar Langen, der seit geraumer Zeit in Genäve in dem Großherzog war, denn auch noch bleiben mußte, zu Herrn Rat Kirstens ganz besonderer Freude.

Liebesgeschichten in eigenen Hause waren ihm unbehagen. Sein Hauswesen sollte wie am Schnürchen gehen.

Der neuen Tochter sah das ganze Haus Kirten mit Wangen entgegen.

Die Brüder wollten am wenigsten von ihr wissen. „Ach mein“, sagte der älteste, „wir hätten Weibsleute genug. Wie und Marie zählen doppelt.“

Die Mutter vermies ihnen streng solche Reden. Aber auch sie sah dem fremden Mädchen häufig entgegen. Wie es ihr bei ihnen gefalle? Wie die sie mit ihren Kindern freundschaftlich sah? Sie wollte ihr eine gute Mutter sein, aber würde das ernste Mädchen zu ihr Vertrauen haben? Auch die katholische Religion machte sie besorgt. Es war alles gar zu fremd.

Herr Rat Kirten war der einzige, der er für gut fand, keinerlei Meueuerung zu tun. Das war seine Art. „Allo du machst ja wohl alle und richtig es ein.“ Das war das einzige, was er über die Angelegenheit zu seiner Frau sagte.

Frau Rat Kirten und die Ratsmädchen aber zeigten das ganze Haus, vom Keller bis zum Waben, und richteten miteinander das Bett der neuen Schwester in der großen Dachstube, in der die Ratsmädgel schliefen.

„Seid recht gut und freundlich mit ihr“, ermahnte die Mutter. „Sie muß bei euch schlafen, denn ihr müßt wissen, daß sie Schmeres durchgemacht hat, und die traurigen Gedanken kommen über Nacht.“

Die Ratsmädgel verriechen alles, was die Mutter von ihnen verlangte, und waren des besten Willens voll.

(Fortsetzung folgt.)

in einer Stadt, in der immer wieder große Stiftungen und Vergabungen für Kunst und Wissenschaft gemacht werden, nicht Mittel und Wege finde, dieser Frau den wohlverdienten Freibetrag zu gestalten.

Mrs. Georgia Neffe Clark,
ist von Präsident Truman zum Schatzmeister der Vereinigten Staaten ernannt worden und der Senat hat ihre Ernennung bestätigt. Frau Clark ist Kanadier und entstammt dem mittleren Westen. Inzwischen werden also die Banknoten der U.S.A. mit der Unterschrift einer Frau versehen sein.

In Gang

ist die Weltkonferenz für moralische Aufrüstung eröffnet worden. Sie soll etliche Monate dauern und Güte aus aller Welt vereinen. E. B.

Die gute Form

Schon hat die Schweizer Mütterwelt in Basel die Tore zu ihrer Warenstadt zum 33. Male wieder geschlossen. Mächtig vermag diese großangelegte Schau schweizerischen Schaffens eine große Zahl Interessenten anzulocken, die alle auf ihre besondere Art auf ihre Rechnung zu kommen wünschen.

Wenn Frauen diese Hallen durchgehen, finden sie darin manch Begehrtes, Wertvolles, Neues und Männer, die die Urheber zahlloser Neuschöpfungen sind, aber die Frauen diejenigen, die ihren Ideen Glanz und Würde verleihen, ihrem Wert den richtigen Maßstab anlegen und die Bewährungsprobe antreten.

Seit einer Reihe von Jahren, und man darf wohl ruhig sagen, insbesondere seit der Landesausstellung von Jahre 1939 macht sich eine Umwälzung in der Formgebung der Dinge bemerkbar. — Mit einer gewissen Lebensgefühllichkeit vieler Menschen auf geistlichem Gebiet geht das vermehrte inhaltliche Bedürfnis parallel, das Dingen des Alltags, des Zwischengebietes, diejenige Form zu geben, die wir als wohlwollend, entgegenkommend, empfinden. — Wenn schon gesagt wird: c'est le ton qui fait la musique, dann gilt auch: mais c'est la forme, qui nous entoure.

Um nun dieses weitverzweigte Gebiet einem breiteren Publikum in Idee und Beispiel gegenüber zu machen, hatte der Schweizerische Werkbund (SWB) mit Unterstützung des Eidgenössischen Departementes des Innern, sowie der Direktion der Schweizer Metiermesse unter dem Titel „Die gute Form“ eine Sonderchau veranstaltet. Diese Sonderchau war nach Idee und Plan von Architekt Max Bill, Zürich, durchgeführt.

Es ist gewiß nicht leicht, der Mannigfaltigkeit einer Schau unter dieser Beschränkung gerecht zu werden. — Von der harmonischen Form einer modernen Plastik ausgehend drängt sich die Übertragung auf unzählige Gegenstände des täglichen Bedarfs bis zum rein technischen Gegenstand. Man akzeptiert oft ungewohnt die neuere Form sanitärer Apparate, Griffe, Schalter, ohne sich im Moment darüber Rechenschaft abzulegen, wie sie nur die Ausläufer einer Tendenz darstellen, einem Kulturniveau das Gepräge zu geben.

Kleinigkeiten wie zum Beispiel Koffergriffe, die der Form der Hand angepaßt sind, um das Gewicht weniger spürbar zu machen, sowohl als Griffe an technischen Geräten sollen die Mühsale des täglichen Lebens erleichtern helfen. — In ebensolcher Weise ist der elementare Gegenstand, wie zum Beispiel der Stuhl, durchdacht. Wir bekommen eine ansprechende, stoffliche Form in Aluminium zu sehen, die alle Vorteile des idealen Stuhls für Gartensitzungen in sich birgt. Es gibt da keine inaktiven Kannten. Die es auf die Festigkeit haushälterischer Damenstühle abgesehen haben, noch unentbehrliche Handpumpen auf dünnen Sommerfeldern.

Dies sind nur einige Probleme, wie sie mit dem Erfüllen der guten, zweckmäßigen Form im Zusammenhang stehen. Nicht nur, was wir mit den Händen erschaffen, sondern auch mit unsern Augen wahrnehmen, muß ebensolcher den Anforderungen der gu-

ten Form standhalten. Man kann im allgemeinen sagen, daß dem Bestreben nach Vermeidung von Reiz, also etwas Wohlthuendem nachgehelt wird. Beispiele hierfür sind Lampen, dann bestimmte rundele Schühformen, denen auf den ersten Blick zugleich volles Vertrauen für Wohlbehagen gesetzt werden muß.

Das es aber auch ein Erleben der guten Form gibt, das wollen uns in mannigfaltiger Weise die vielen Beispiele architektonischen Schaffens zeigen.

Es ist nicht gerade als ein Entgegenkommen der Frau gegenüber anzusehen, die nicht selten in zweifelhafte Berufstätigkeit, durch den Umgang mit zweifelhafte Gegenständen in ihrer Aufgabe weniger er-

lahmt? Aber auch die alleinlebende Frau mag die Umgebung edler, wohltuender Formen als eine Art Liebe empfinden, die ihr unbewußt aus vielen Händen entgegengebracht wird.

Wir dürfen also mit Zug und Recht der ungeheuren Pionierarbeit des Schweizerischen Werkbundes gedenken, der in wohlüberdachten Ausstellungen das Kulturniveau unserer Zeit zu heben bestrift ist. Aber einmal eine Nummer des „Welt“, der Monatschrift für Architektur, Kunst und künstlerisches Gewerbe durchblättert hat, wird einem Hauch dessen verpönte, was uns von dieser Seite geboten werden möchte.

Frauen und Berufsleben

Gefällt sich wohl eine Kontoristin an der Schreibmaschine, findet wohl eine Schuhverkäuferin es folgenreicher zuzusehen sich mit den Füßen der Kunden zu beschäftigen, kann es so wunderbar sein, fortwährend immer ein und dasselbe Arbeitsmotto in der Fabrik auszuführen? Ja, — wenn man Freude am Beruf hat, wenn man die Bedeutung erfährt, ein notwendiges Zahnrad im gesellschaftlichen Triebwerk zu sein, zuverlässig, stabil, gehärtet und effektiv, so daß es ein Verlust wäre, wenn dieses Zahnradchen zerpringen würde. Diejenigen, die es nicht von selbst verstehen, müßten darauf aufmerksam gemacht werden, das Interesse für ihre Arbeit mißtige gemacht und stimuliert werden. Denn wird ein Tagewerk nur darum ausgeführt, weil man dazu wohl oder übel gezwungen ist — so benimmt es einem jede Arbeitslust.

Eine große Gruppe von verehelicht angepaßten Berufsfrauen bilden diejenigen, welche nicht von Anfang an den Beruf erlernt haben, sondern ihn als ein kurzes Übergangsstadium betrachten. Ihre Zukunftsmotive galten der Heirat, als der einzigen Lösung aller Versorgungs- und Lebensaufgaben und verleiteten sie, gleich nach Abschluß des Schulganges, die erste belibte Arbeit zu ergreifen, ohne daran zu denken ob sie auch ihren Interessen und Anlagen entspricht. Sie haben sich auch um keine reichere Ausbildung gekümmert, die ihnen Berufstüchtigkeit und Berufsfreude hätte geben können und auch die Möglichkeit, weiter vorwärts zu kommen und Besseres zu erlangen.

Diese Anfänger wurden bei einer Diskussion in Annabund Schwedischem Frauenbund vorgeführt, wo man die Frage vordrökte, was aus der berufstätigen Frau wird, d. h. warum die Frauen so wenig geholt sind vorwärts zu kommen, warum sie alle fast ohne Ausnahme in Zwischenpositionen und untergeordneten Stellungen stehen bleiben und höchst selten zu Chefposten gelangen.

Die Ursachen liegen zum Teil bei den Frauen selbst, teilweise bei konventionellen, „abgegriffenen“ Arbeitsgebern, auch bei unvernünftigen, an traditionellen Gewohnheitsvorstellungen gebundenen Eltern und nicht zum minderen — bei der Gesellschaftsordnung, die von Männern nur für Männer geregelt worden ist.

Der Mann ist immer der Ansicht, daß er a priori das Vorrrecht zu den mehr qualifizierten Berufen besitzt und auch zur Ausübung, die zu ihnen führt. Diese Ansicht wird folgerichtig von dem Arbeitsgeber geteilt. Was die Frau anbetrifft, wird gewöhnlich behauptet, daß Heim und Herd das richtige und natürliche Milieu für sie sei und daß der Mann als Familienverwalter die Versorgungspflichten hat. Aber es gibt auch versorgungspflichtige Frauen, und das in großem Ausmaß, und übrigens: wer hat beweisen können, daß alle Männer Versorgungspflichtigen haben? Sind alle Männer verheiratet? Haben alle Männer Kinder? Siegfried ist es mit allen Gewohnheitsvorstellungen überein. Es gibt keinen Grund dazu, daß ein unverheirateter und kinderloser Mann ein größeres Gehalt haben soll als eine alleinlebende Frau. Warum wird den Frauen die Jungelens-Gebühr in Anrechnung gebracht, wenn die Männer als alleinige Familienverwalter angesehen werden? Der Gehalt muß nach Prestation berechnet werden. Mann und Frau sollten den gleichen Grundlohn erhalten, der für die Versorgungspflichten durchführbare Familien- und Kinderbeiträge erhöht wird, auch durch Alterszulagen für diejenigen, die

Versorgungspflichten gegen Eltern haben oder für andere bejahrte Personen zu sorgen haben.

Als wesentliches Hindernis zur Abwärtentmöglichkeit der Frauen wird die verhältnismäßige hohe Abwesenheitsstrafe angegeben. Die Frauen sollen öfter Krankheitsurlaub benötigen als die Männer. Das kann schon stimmen. Ihre schwächere Konstitution ist eine unerlässliche Tatsache. Außerdem sind die Mütter gezwungen, zu Hause zu bleiben, wenn ein Kind erkrankt und es niemandem gibt, der die Pflege übernimmt. Doch warum soll man von durch Krankheit veräusmter Arbeit zurück? Die Männer vermissen die Berufsarbeit als Krankheitsgründen seltener als die Frauen, das ist wahr, aber statt dessen verschwinden sie zu ihren „wichtigen“ Zusammenkünften, Sitzungen und Geschäftssprechstunden. Und wie hoch ist wohl die Arbeitskapazität nach allen Schläfen und Groggs?

Die Männer legen auch besonderes Gewicht auf die Verbindlichkeitspflichten der Frauen und nehmen sie als Vorwand zu ihrem Monopol auf die höheren Stellen mit dem dazugehörigen höheren Gehalt. Das Leben der Frauen ist billiger, sagen sie: sie können selber kochen, waschen, nähen usw. Da denkt niemand daran, daß die Frau ein „Schwaches“ Geschlecht ist und daß ihre Arbeitslast schwerer ist als die des Mannes, wo sie noch vollbrachte Berufsarbeit sich auch noch mit der Haushaltsarbeit abplacken muß.

Doch die härtesten Fesseln legen dem Vorrang der Frauen im Berufsleben ihre eigenen Schwächen. Eine Frau läßt sich nicht so stark von der Arbeit binden wie der Mann. Sie geht in ihr nicht mit demselben Interesse auf, oft auch nicht mit gleicher Ambition und gleichem Verantwortungsgefühl. Im allgemeinen fehlt ihr noch der Wettbewerb, das volle Selbstverständnis für Zusammenhang und Perspektiven. Außerdem hapert es wohl an Organisationsvermögen, Initiativreichum und Ideen. Auch hat die Frau eine beweglichere Gesellschaftsrolle als der Mann und ist mehr als er von der Umgebung und dem Milieu beeinflusst. Sie braucht Wohlbehagen und Behaglichkeit um sich, ist öfter als der Mann mit ihrer Arbeit unzufrieden und wechselt öfter die Anstellung. Es gelingt ihr schwer, sich sich selber auszuhalten, oft nimmt sie ihr Heim- und Privatleben mit sich zum Arbeitsplatz. Demzufolge geschieht es, daß sie auch an monotoner Arbeit, die keine Gebantenfähigkeit erfordert, Wohlbehagen empfindet. Ja, sie findet es vielleicht bequem, das Gehalt bei der Arbeit nicht anwenden zu müssen, um in Ruhe z. B. an die Anwesenheit ihrer Tochter zu denken und an was sie ihrem Mann zum Mittag geben soll. Sie entwickelt sich nicht, bleibt im Wachstum stehen, während das Frauengentium, die Abenteurerlust und Abgahalligkeit des Mannes ihn vorwärts, zu neuen Arbeitsaufgaben antreiben. Dazu kommt, daß die berufstätige Frau, die anspruchsvoller, angestrichter vor Mißgelingen. Und — beugt der Mann einen Fehler, so hat er es getan t o h o m e r ein Mann ist, macht aber die Frau einen Fehler, so geschieht es weil sie eine Frau ist.

Aber all das Negative bei der Frau kann weggeschaffen und die Entmutungen bekämpft werden. Es kommt auf die Erziehung an, im Heim und in der Schule. Die weibliche Jugend soll zum Bewußtsein des hohen Wertes einer bestimmten Berufseinstellung erzogen werden, die zu Versorgungs-möglichkeit, Selbständigkeit und Verantwortungsgefühl führen soll. Doch genügt es nicht, die Be-

weufsausbildung der Mädchen gleich planmäßig und selbstverständlich wie die der Knaben zu gestalten, die schwächeren Eigenschaften der Mädchen müssen gefördert werden. Das kann durch Turnen und Sport gefördert werden — selbstverständlich innerhalb vernünftiger Grenzen, Kampfergebnisse, die abgebaut und gepflegt werden müssen, eignen sich nicht für Berufsleben.

Eine wachsame Frauenjünglingserziehung und -Organisation müßte ununterbrochen beharrlich und systematisch sich für die Erziehung einer gut qualifizierten weiblichen Arbeitskraft und das Bewußtsein der Notwendigkeit einer solchen einsetzen. Der Staat braucht die Frauen. Aber der Staat soll sich auch ihnen anpassen, muß ihre Arbeitsmethoden und -Differenzierung akzeptieren und nicht von der Ansicht ausgehen, daß die männliche und weibliche Arbeitskraft absolut gleich sein muß. Der Einsatz der Frauen auf dem Arbeitsmarkt ist nicht unwahrscheinlich als derjenige der Männer, wenn sie auch nicht immer gleichzustellen sind.

Es gilt, ein größeres Selbstverständnis für den Wert und die Unentbehrlichkeit der weiblichen Arbeitskraft bei den männlichen Arbeitsgenossen und den Arbeitgeber zu wecken und zu entwickeln. Und zu guter Letzt: es besteht keineswegs die Pflicht, die Männer von den Chefposten und anderen Leitern zu verdrängen. Jedoch müssen tüchtige und begabte Frauen auch nachwärts kommen können ohne fortwährend geschlossenen Türen zu begegnen, die nur ausnahmsweise sich öffnen lassen. E. v. K.

(Aus „Mitra“, Helfingfors, Meber, von L. B.-N.)

„Gemeindebeschreiberin“ in Coisins.

Am 1. Juni feierte die „Tribune de Lausanne“ vom 1. Juni feierte wir folgende lässliche Episode, die so gut ins Frauenblatt paßt, daß wir sie der Tribune kurzerhand abhebeln:

Am den letzten Tagen hat es in der Präfektur von Ann und im Departement des Innern Aufregungen gegeben: Die Gemeindebeschreiberin von Coisins, einem kleinen Dorf von 150 Einwohnern im Kreise Begnins, wo die jüngsten Ereignisse bewiesen, daß dort ein fortwährender, um nicht zu sagen revolutionärer Geist lebendig ist — haben eine Frau zur Gemeinbeschreiberin ernannt! Nach dem Austritt ihres Vorgängers wurde die Stelle ausgeschrieben, ohne daß ein Bewerber sich dafür meldete in seiner Verlegenheit berief der Gemeinbeschreiberin Frau Elisabeth Glauser, Lehrerin, auf den Hofen, welche auch zugabte.

Nun wurde die Genehmigung dieser Wahl von der Regierung verlangt. Die regie ließ auf, unterlaube die Beratungen, prüfte die Verfassung von 1863, in welcher festgelegt ist, daß jeder Arbeitsbürger für die öffentlichen kommunalen und kantonalen Ämter wählbar sei. Nun aber, und das ist klar, hat die Frau nicht Arbeitsbürgerin! Aber, die Verfassung lautet auch, daß als Nicht-Arbeitsbürger alle jene gelten die entmündigt sind, die leistungsfähigen Kontrakt gemacht haben, und die ihre bürgerlichen Rechte verloren haben. Aber, das ist auch klar, die Frauen gehören in keine dieser drei Kategorien, wären sie demnach als Arbeitsbürgerinnen.

Über das Gesetz von 1865 über die Organisation der Gemeindebeschreiber, das über die Bezeichnung, die Berechtigung und die Einlegung des Gemeindebeschreibers Auskunft gibt, kennt schließlich nur der Sekretär, den Gemeinbeschreiber. Auf dieses allerdings Gesetz gestützt, verweigert nun die Oberbehörde die Einwilligung für den weiblichen Gemeinbeschreiber, was Coisins in eine große Verlegenheit bringt, da auch eine auf höheren Befehl erlassene neue Umschreibung der Stelle keine Anmeldung gebracht hat.

Nun hat aber der Große Rat vor zwei Jahren ein Statut über die öffentlichen Funktionen angenommen, in dem deutlich festgelegt ist, daß die Frauen zu allen kantonalen Ämtern Zutritt haben. Sie können Präsidentinnen (prelées), Stimmzählern, Einnehmerinnen, Vieh- und Bienenotz-Inspektoren sein — und sollten nun wegen eines durch die Zeit überholten Gesetzes nicht „Gemeinbeschreiberin“ sein dürfen?

Das wäre ein so lebenserfüllender Umstand, daß der Senat von Coisins sich hartnäckig wehrt für eine zeit- und fittungsmäßige Auslegung der neuen Vorschriften, und hofft, mit seinem Wunsch durchzubringen. Diese Gemeinbeschreiberin ist übrigens nicht die erste im Kanton Waadt, sondern hat eine Vorgängerin in Mlle. Mathilde Roux, welche während

Eine Frühlingssahrt ins Seeland

Früher konnte die Welt noch mit dem eigenen, jungen Jünger erwandert werden. Heute aber ist man froh, daß es kleine Bahnen gibt, die einem abseits der großen Schienenstränge, mitten in die schönste Landschaft hinein führen können. So letzte ich mich an einem schönen Sonntag in's Biel-Ins-Bähnli, damit es mich in das frühlingshafte Seeland bringe. Es ist die Blütezeit der Kirchsäume und der Birnbäume. Jart und unberührt leuchtet die weiße Pracht ihres Stammes über den Weiden. Drüben an den Zurabännen heitern zwischen dem ersten Grün der Tannen die hellgrünen Fahnen der Buchen auf. Auch die weißen Kirchsäume wollen nicht zurückstehen und brechen als große weiße Stränge aus den dunklen Waldträndern hervor. Nur der Chasteller schaut noch lahl und mit einer kleinen Schmettrone gekleidet, ins Land hinauf. Sonst und vermittels breitet sich der See in silberiger Bläue zwischen den Bergen und dem Seeland aus.

Der Schienenstrang durchschneidet hier weites trübendes Ackerland. Immer erheben wieder neue Acker und verlieren sich in der Ferne, als hätte sie der Hauch der Unendlichkeit gestreift. Die Bauern, die über die dunkle Erde streifen, sind hoch, kräftige Gestalten und wahren ihr Werk mit einer großen Ruhe. An Uns ist das Bähnlein zu Ende und hier ist auch das Ziel meiner Wanderfahrt. Ich will einmal das Land kennen lernen, in dem der Maler, A. L. Bert A n f e r, so tief verwurzelt war und das Dorf,

in dem er gelebt hat. Bald habe ich auch sein Haus gefunden. Es ist ein altes Bauernhaus, dessen Dach sich tief über die Fensterritze neigt. Die Läden sind tief verschlossen, so als wären längst alle guten Geister abgezogen. Auch der Garten ist nicht wie alle anderen um diese Zeit, zu einem fröhlichen, bunten Leben erwacht. Nur ein einziger Marjannentrost ist darin erblüht und verblüht mit seinen weißen Sternchen. Auch der Brunnen plätschert noch weiter wie ein Vieh in den kleineren Brunnenort. Aber sonst ist es stille geworden um dieses Haus, das wohl langsam dem Verfall entgegengehen muß. Der Künstler selbst ist eingegangen in eine Welt enger Schönheiten, bevor man hier seine einfache, helle Kunst verstanden hat. Erst viel später, als sich die Menschen schon sehr weit vom Heimatboden ihres irdischen Daseins, von Ackergrund und Wohlruhe entfernt hatten, fanden sie den Weg zu Anfer's Bildern, fanden darin, was sie im Grund ihrer Seelen so innerlich vermutheten.

Einmal durfte das schlafende Haus für kurze Zeit erwachen und die Werke des Künstlers beherbergen. Mit dem Ertrag dieser Ausstellung will man ihm nun hier, vor seinem Hause ein Denkmal setzen. Der Platz dazu ist schon bereit, eine kleine, ein wenig häßlich anmutende Anlage, die nicht so recht zum landschaftlichen Hof und zum Bauerngarten passen will. Die Menschen, die Tag für Tag in ihren Wagen auf der Landstraße verfahren, werden sich kaum wohl wundern, wer in diesem alten Hause gewohnt hat. Einige werden anhalten um Name und Schrift auf dem Stein zu lesen und dann wieder weiterfahren. Wer aber den Maler und seine Kunst liebt,

möchte gerne länger hier verweilen, möchte gerne ein wenig auf dem alten grauen Bänkelein an der Hauswand hängen, möchte auch ins Haus treten und darin ein oder zwei seiner Bilder finden und sich in stiller Bewunderung in seine Welt verlieren. Würde es wohl nicht möglich, das Haus und den Hof auf diese Weise zu erhalten?

Doch das Werk des Künstlers lebt ja weiter, es ist nicht an dieses Haus gebunden. Es ist auch noch lebendig in jenem Heimort, in den schöngezeichneten Giebelwänden der Bauernhose, im Türmchen des stattlichen Schulhauses, das mir so merkwürdig bekannt vorkommt. Es begegnet mir in Gestalt von drei barockigen Dorfbänkelein, die gemächlich zum Mittagessen heimtöten. Daß sich in diesem schönen Dorfbänkelein ein moderner Teal-Ploamgarten mit gestrichelten Sonnenstrahlen einnistet hat, übersehe ich lieber und lasse mich von meinem guten Stern weiterführen. So komme ich an's andere Ende des Dorfes und siehe unvermutet vor der Kirche, die auf einem kleinen Hügel unter uralten Lindenbäumen steht. Es ist eine von den einfachen, alten Landkirchen, deren edle Bauart vom Geist ihrer Erbauer zeugt. Heute ist sie ganz vom jungen Grün der Lindenblätter umtränzt und allüberall in den Zweigen zwischend die Vögel. Eine Amsel singt lustig und verhalten ihr Lied durch die Weidenstränge. Wollen von süßen Düften schmecken durch die Luft. Sie kommen von Sträußchen, deren Blütenstrahlen ganz von Blüten umhüllt sind. Aber der Geheul, der die Kirchsäume ganz bedeckt hat, kommt nicht in den Jubel ein. Er hat eben jetzt wo alles blüht, seine schwarzen, leuchtenden Beeren zur Reife gebracht. So, als wolle er den Ernst und die

Traurigkeit dieser Stätte hüten. Denn ein paar dunkle Apfeln zwischen dem blühenden Geheul, verdrängen, daß hier einmal ein Friedhof war. Doch Tränen und Schmerz haben hier keine Stätte mehr. Es ist, als könne durch die offene Kirchtüre in brausenden Orgeln die frohe Kostigkeit unseres Glaubens Osterge darüber hin.

An den Weiden des Kirchenraumes können alte Tafeln von vergangenen Geschlechtern und von ihrem heftigsten Glauben. Stolz prangt an der Empore das Bernerwappen. Kanzel und Orgeltisch sind mit grünem Fleischn geziert. Auf dem schwarzen Altartisch steht ein Strauß blühender Schilchengeweige. Ich möchte noch lange hier verweilen, aber die Zurnahme legt unerbittlich eine Viertelstunde um die andere an. So nimmt uns die Zeit die liebsten Stunden aus den Händen. Das Pfarrhaus neben der Kirche ist ebenfalls wie dies, ganz von hohen, alten Bäumen umhüllt. Ein Reglein führt vom Gartentor zur Haustüre, die weit offen steht. Aber sonst ist es still und geheimnisvoll um dieses Haus, denn die hohen Buchsbaumhölle lassen auch nicht den kleinsten Blick in den Garten tun. Aber wer weiß — vielleicht ist dahinter das Leben in Blumen und Düften und fröhlichen Kinderstimmen noch bunter ausgeblüht und es ist nur darum so still, weil sie alle beim Mittagessen läßt!

Dann hat mich das Postauto weitergeführt, denn Bielerei zu ich habe an diesem Sonntag nach dem anderen schöne Orte erreicht, aber diese Stunde bei der Kirche war mein schönstes Wanderziel.

Kaja Schläpfer

